

Ménudier: Natürlich spielt diese auch eine Rolle. Die Reaktion ist immer gleich: Man denkt zuerst an die Vergangenheit. In der Vergangenheit – Stichwort „Rapallo“ – hat es schon solche Alleingänge gegeben. Die Lage ist aber heute völlig anders, insofern besagt dieser Vergleich im Grunde nicht viel.

HK: Nun besteht das Problem für Frankreich nicht nur in einem befürchteten deutsch-sowjetischen Sonderverhältnis. Traditionell tut man sich schwer mit dem, was man „Mitteleuropa“ nennt. Im kleinen EG-Europa bildete Frankreich das Zentrum, in einem sich nach Osten öffnenden Europa gerät es an den Rand. Die deutsche Sprache besitzt in Osteuropa traditionell eine relativ starke Stellung. Wie wird Frankreich sich dazu verhalten?

Ménudier: Wir geben den Kampf nicht auf – auch was die Sprache angeht. Wir wissen, daß die deutsche Sprache in Ost-, Mittel-, Südosteuropa gut vertreten ist, aber auch die französische Sprache war dies eigentlich seit langem. Die politische Präsenz in diesen Staaten wird man verstärken. Schließlich wird Frankreich daran erinnern, daß es Aufgabe der EG als ganzer ist, sich um die Entwicklung der Beziehungen zu Osteuropa zu kümmern. So etwas kann bilateral geschehen, aber es gehört auch auf die Ebene der EG. Die EG könnte in dieser Hinsicht so etwas wie eine Koordinierungsfunktion haben. Entweder wir bilden wirklich zusammen eine Europäische Gemeinschaft und bemühen uns um eine gemeinsame Haltung in diesen Dingen oder wir bleiben der Zeit der unabhängigen souveränen Nationalstaaten verhaftet.

HK: Welcher Linie bei der weiteren Entwicklung Europas wird Frankreich den Vorzug geben: dem konsequenten Ausbau der bestehenden Gemeinschaft oder der möglichst zügigen Erweiterung der EG durch die östlichen Länder?

Ménudier: Wir wollen den realistischen Weg einnehmen. Nicht alles ist auf einmal möglich. Die Vorstellung, daß man die osteuropäischen Staaten möglichst schnell in die EG aufnehmen sollte, ist nicht zu realisieren. Eine der wenigen Strukturen, die heute wirklich fest dasteht, ist die Europäische Gemeinschaft. Wir haben einen genauen Kalender, in dem festgelegt ist, was bis wann erreicht werden

soll. Die nächste Etappe ist der große Binnenmarkt bis zum 1. Januar 1993. Dann kommt die Währungs- und Wirtschaftsunion und parallel dazu die politische Union. Das ist schon sehr viel. Wenn dieses Europa stabil ist, können wir uns mit der Frage der Öffnung der EG beschäftigen. Das bedeutet nicht, daß wir in der Zwischenzeit für Osteuropa nichts tun können. Aber wir können nicht alles auf einmal erreichen, zumal wir nicht nur vor Beitrittswünschen von Osteuropa stehen; es liegen auch Beitrittswünsche von Efta-Ländern vor – es laufen Verhandlungen für die Bildung eines großen europäischen Wirtschaftsraums. Für die Zukunft wird dies die Hauptfrage sein: Wie können wir die Strukturen ausbauen und festigen und zugleich offen genug sein für weitere beitragswillige Länder?

HK: Im November hat Frankreich den 100. Geburtstag des Begründers der Fünften Republik gefeiert, Charles de Gaulle. Sein „Europa der Vaterländer“ unterscheidet sich erheblich von dem Europa, für das sich Frankreich heute einsetzt. Daher abschließend die Frage: Erscheint das politische Handeln de Gaulles nach den Ereignissen des letzten Jahres in Europa in einem anderen Licht?

Ménudier: Es ist auf jeden Fall daran zu erinnern, daß de Gaulle die Wiedervereinigung vorausgesehen hat. 1959 gab es eine berühmte Pressekonferenz, auf der er sehr deutlich gesagt hat, die Wiedervereinigung werde eines Tages stattfinden, und man werde sich damit innerhalb der EG abfinden müssen. Warum hat er das schon so früh vorausgesehen? Weil er gesehen hat, daß die Nation wichtig ist und daß eine Nation nicht ewig gespalten bleiben kann. Weil de Gaulle immer davon ausgegangen ist, daß Nationen ein bleibendes Element darstellen, während er die politischen Regime für vergänglich hielt, war für ihn klar: Der Kommunismus wird eines Tages vergehen wie auch der Faschismus verschwunden ist. Und wenn er überwunden wird, findet die Nation wieder zusammen, und die Zusammenarbeit mit diesem Deutschland wird für Frankreich eine wichtige Rolle spielen. Das war einer der Gründe, warum er auch – man hat damals darüber gelacht – von einem Europa „vom Atlantik bis zum Ural“ gesprochen hat. So falsch war diese Perspektive nicht ...

„Ein Ringen, unendlich facettenreich“

Gedanken eines Bischofs über Sprache und Sprechen in der Kirche

„*Ringens um Sprache*“ hieß der Titel eines Referats des Bischofs von Innsbruck, Reinhold Stecher, auf dem Dreiländertreffen katholischer Journalisten (aus Deutschland, aus Österreich und aus der Schweiz) Ende September in Puchberg bei Wels (Österreich). Es sind Gedanken eines Bischofs, der seine eigenen Schwierigkeiten des Sprechens auf dem aktuellen

kirchlichen und weltlichen Zeithintergrund vor Journalisten und in Austausch mit ihnen reflektiert. Seine Gedanken mitzubedenken und wenn möglich zu beherzigen, bringt sicher nicht nur Journalisten Gewinn. Mit Einverständnis des Autors und Referenten geben wir sie hier deshalb, wenn auch mit umständebedingter Verspätung, im Wortlaut wieder.

Der Titel, der mir vorgegeben wurde, gefällt mir. Er drückt das aus, was Sie und mich so oft bewegt, und er erwartet keine fertigen Lösungen. Auch ich sehe mich ständig mit diesem Ringen konfrontiert (und so darf ich mich doch als heimlicher Kollege fühlen): Tag für Tag, von Anlaß zu Anlaß, von Brief zu Predigt, von Artikel zu Statement, von Grußwort zu Diskussion, von Hirtenbrief zu Buchbeitrag, vom Gespräch mit Laientheologen zur Begegnung mit Volksschulkindern, vom Suchen nach Formulierungen für Universitätsprofessoren zur Firmansprache für Schwerstbehinderte. Es ist tatsächlich ein mühsames Ringen, das mich oft müde und unbefriedigt zurückläßt und das unendlich zeitraubend und facettenreich ist. Es ist ein Ringen, das bis in diese Stunde und diese Worte hereinreicht. Und Sie erleben es als katholische Journalisten besonders intensiv. Sie werken und wirken ja an jener Nahtstelle von Kirche und Gesellschaft, von säkularisierter Welt und tiefem religiös-weltanschaulichen Anliegen, jener Nahtstelle, wohin Sie Gott in dieser wahrlich nicht problemlosen Epoche gestellt hat. Und wenn Sie auch – was mir besonders schwierig vorkommt – so oft unter Zeitdruck stehen und rasch formulieren müssen, so spüren Sie doch sicher, daß Sie diesen Umgang mit der Sprache nicht so lässig-gekonnt betreiben können, wie dies in den seichteren Gewässern journalistischer Tätigkeit oft geschieht. Es ist wirklich ein Ringen, dieses Suchen nach Sprache, die den Menschen erreichen soll. Und wir fühlen alle, daß man nicht immer so weiterreden kann wie einst. Wenn man dies unbekümmert tut, wird man bald ins Leere sprechen. Es ist einfach so, daß sich die Konditionen der Kirche in der Welt, des Christen in der Welt und des Menschen im allgemeinen in der Welt geändert haben. Und somit haben sich auch die Bedingungen für die Kommunikation geändert.

„Kirchenbilder, die die Sprache sehr nachhaltig prägen“

Auch für die Sprache gilt das Wort: „Der Ton macht die Musik“. Ich meine hier die Untertöne der Sprache, die mitschwingenden Untertöne, die mit den Grundeinstellungen und Gestimmtheiten des Sprechenden zusammenhängen, mit seiner Empathiefähigkeit, seinem Einfühlungsvermögen, das aller Kommunikation vorausgehen muß, allen Fragen des Stils, der Wortwahl und der Diktion.

Für diesen Ton, der die Musik macht, scheint mir entscheidend zu sein, wie der Sprechende die Lage der Kirche in der säkularisierten Welt sieht, welchem Kirchenbild man sich verbunden fühlt. Und darum möchte ich zunächst, zugegebenermaßen mit einer gewissen Überzeichnung, auf Kirchenbilder hinweisen, die die Sprache sehr nachhaltig prägen können.

Da ist zunächst die *Festungskirche*, d. h. die Kirche, die sich in einer säkularisierten Welt fundamental bedroht weiß und darum die Bastionen auszubessern versucht – ich meine die Bastionen und Kasematten der bergenden

Autorität und der Disziplin, und die Wachttürme der Orthodoxie. Das ist durchaus verständlich und da und dort auch nötig. Aber man muß aufpassen, daß man sich nicht so verhält wie weiland König Achaz, der bei der Wasserleitung des oberen Teiches in Jerusalem die Befestigungsarbeiten besichtigte, weil die feindlichen Könige heranzogen. Isaias hat ihm dort an der Walkerfeldgasse eine Verheißung gebracht, aber angesichts der strategischen Bedrohung Jerusalems hat der König auf den milden Ton dieser hoffnungsvollen Botschaft gar nicht hingehört...

Die Sprache der Festungskirche hat immer den dumpfen Unterton der *Angst*. Es schwingt in ihr ein überdimensionierter „Böse-Welt-Komplex“, und sie teilt das tiefe Bedürfnis aller Bunkerbauer, überall Betonverstärkungen anzubringen. Die Sprache ist notwendigerweise stark traditions- und autoritätsakzentuiert, vermeidet jede ungewohnte Formulierung, und um die Rechtgläubigkeit abzusichern, schwelgt sie in Zitationen – einer Aussageform, die bei aller objektiven Richtigkeit eine tödliche Langeweile und Atmosphäre der Unpersönlichkeit verbreitet. Es ist eine Sprache, in der das „Es“ dominiert. Sie neigt zur Paragraphierung und Definierung des Glaubens, und die sprachliche Bewegungsmöglichkeit wird eng wie in Minenfeldgassen, die keine Ausritte dulden. Natürlich ist Definition des Glaubens manchmal als Notbremse unumgänglich. Aber die Sprache der Festungskirche wird steril, zur reinen Insidersprache, die nur für die dünner werdende Besatzung gedacht ist, die in den festen Gewölben der unbestrittenen Autorität liegt. Es ist keine Sprache, die Tore aufmacht. Für den Außenstehenden, ja sogar für den Überläufer erhält sie den Charakter des rostigen Stacheldrahtverhaus, der die Lust zum weiteren Vordringen verleidet.

Und dann gibt es da und dort das Modell der *Anbiederungskirche*. Aus dem Glacis der Festung baut man Boulevards und breite Straßen, aus denen jeder Stein des Anstoßes sorgfältig entfernt wird. Alle Mauern werden geschleift. Man setzt auf grenzenlose „Offenheit“. Man möchte eine Kirche des mühelosen Zutritts, der uneingeschränkten Akzeptanz, weitgehender Unverbindlichkeit und moralischer Billigstangebote. Der prophetische Aufruf zum Glauben wird zur „Hereinspaziert-Melodie“. In solcher Sprache blitzt das Wort Gottes nie als „Schwert des Geistes“ auf (Eph 6, 17), ein Bild, auf das das Neue Testament nie verzichtet. Die Anbiederungskirche setzt auf das kostenlose Seelenservice. In der Waschmaschine ihrer Bußpraxis gibt es nur Weichspüler und Schongänge. Die Einladung zu meditativem Eindringen in das Mysterium Christi formuliert man mit einem saloppen „Mal ganz locker mit Jesus plaudern.“. Alles im Christentum geht „Locker vom Hocker“. Die Anbiederungskirche wird letztlich echolos bleiben. Sie erhebt im Chor der tausend Angebote eine Kastratenstimme.

Es gibt heute auch die *militante Kirche*. In ihr tritt man der säkularisierten, glaubensentfremdeten Welt im Geist der „Reconquista“, der Wiedereroberung, entgegen. Man macht also den Ausfall aus der Festung, versucht, verlore-

nes Terrain zu besetzen, in die Informations-, Einfluß- oder Entscheidungsstrukturen einzudringen oder solche zu schaffen und die Fahne des Christentums auf den wiedereroberten Positionen zu hissen. Wo die militante Kirche sich formiert, setzt sie auf Eliten, ihre Sprache wird ideologisch, unbeirrbar und selbstsicher. Ihr Tenor erinnert an den Kampftruf der Kreuzfahrer: „Gott will es – Dieu le veut“! Selbstkritische Korrekturen sind ausgeschlossen, und darum nähert man sich trotz allen guten Willens einer gefährlichen Dialogunfähigkeit. Man bleibt in der Phalanx – da darf kein Schild ausfallen. Es ist dann schon manchmal in beängstigender Weise die Gefahr, daß man statt Sauerteig zu sein, eher wie Salzsäure wirkt. Militante Gruppen gehen das Risiko ein, nicht mehr die Sprache der *Frobbotschaft* zu sprechen. Es fallen ihnen Deklarationen, Klarstellungen, Verurteilungen, Forderungen und Positionspapiere in Menge ein, aber niemals ein Sonnengesang. Militante Gruppen, die in viele einflußreiche Posten vordringen, neigen auch dazu, innerkirchliche Spannungen zu vertiefen. Wer aber noch so viele Positionen erobert, hat noch lange nicht die Herzen berührt. Und das ist es, was wir bräuchten: Eine Sprache, die die Herzen berührt, nicht aus Erfolgsberechnung, sondern weil dies der redende Gott von Anfang an so wollte.

Weder die Festungskirche noch die Anbiederungskirche, noch die militante Kirche ist in unserer Zeit die Stadt, die auf dem Berge liegt. Dafür müssen die Akzente anders gesetzt sein.

„Es müßte die Sprache der Redlichkeit sein“

Wer die Konzilstexte von zwei Jahrtausenden durchgeht, sich in die Canones und Sentenzen, die gefeilten Sätze über die „*veritates credendae*“, die zu glaubenden Wahrheiten, vertieft, wird eine nicht zu übersehende sprachliche Zäsur feststellen: *Das II. Vaticanum*. Es hat kein einziges Dogma formuliert, aber die umfassendsten Aussagen über den Glauben in der Geschichte aller ökumenischen Konzilien gemacht. Und es spricht eine ganz andere Sprache. Seine Sprache ist nicht die der Glaubensparagrafen, der Definitionen und Anathemata, sondern eine erklärende, vertiefende, sorgsam begründende und weit ausholende Sprache, die auch im Detail auf Horizonte bedacht ist und auf das Verstandenwerden von seiten des Hörers und Lesers. Die Sprache des Konzils ist vornehmlich verdeutlichend und positiv erbauend. Sie hat den Wunsch, zu überzeugen, und sie vermeidet das Drohend-Verurteilende, das bei solchen Gelegenheiten so oft dominant war. Die Sprache des Konzils ist so wie sein Kirchenbild.

Es ist das einer dienenden, solidarischen Gemeinschaft, die, so gut sie es mit ihrer wunderbaren Botschaft und ihren schwachen Kräften kann, in diese Welt ausstrahlen will, im Wort und im Werk. Es muß eine Kirche des Engagements sein, die ihre Stimme erhebt, hinter deren Wort ein reales Tun und Dienen steht, weil der Mensch heute

den allzu großen und allzu vielen Worten sowieso nicht traut. Die Grenzen des bloßen Wortes hat ja der Herr selbst angedeutet, indem er gesagt hat: „Wenn ihr nicht meinen Worten glaubt, dann glaubt doch meinen Werken ...“. Eine Kirche dieser Art wird in ihrer Sprache möglichst frei bleiben von aller hintergründigen Spekulation auf Macht und Imageverbesserung, es müßte die Sprache der Redlichkeit sein, die auch eingesteht, zugibt und korrigiert, wo es etwas einzugestehn, zuzugeben und zu korrigieren gibt. Damit muß die Sprache der Kirche absolut keine verunsichernde werden, wohl aber eine glaubwürdigere. Unsere Sprache darf keine berechnende, sondern muß (aber wie schwer ist das!) eine liebende sein.

Verweilen wir ein wenig bei diesem Aspekt. Da unsere Sprache Wort *und* Antwort zugleich sein muß, also immer auch auf den Anzusprechenden blicken muß, müssen wir uns doch die Situation der Menschen von heute vor Augen stellen. Tagtäglich erleben wir, was Analysen für Europa kürzlich festgestellt haben: Sehr viele Menschen leben inmitten der Sturzfluten und Meinungen der Informationsgesellschaft im *geistigen Niemandsland*. In einer Untersuchung an Tausenden von Jugendlichen hat man festgestellt, daß der größte Prozentsatz weder den Atheisten noch den „Gläubigen“ im üblichen Sinne zuzuzählen ist, sondern den Unschlüssigen, Verunsicherten, Verwirrten, Abwartenden und Agnostikern („was kann man schon wissen?“). Sie bleiben, auch wenn sie getauft wurden und vielleicht auch Religionsunterricht hatten, in einer reservierten Distanz, ohne klare Zugehörigkeit und festes Engagement, aber mit unbestimmten Frustrationen und Sehnsüchten. Sie stehen sozusagen auf den Bahnhöfen der Gesellschaft herum, wie die Gastarbeiter, die sich als Unbehauste gerne dort versammeln und den in die Ferne verlaufenden Geleisen nachträumen. Der Grundton unserer Verkündigung muß sich darum immer wieder auf Menschen einstellen, die zwar Taufzeugnis und Heimatschein in der Dokumentenmappe haben, aber trotzdem auf dem Weg und auf der Suche sind. Eine Kirchensprache, die immer so tut, als sei sowieso alles klar und man müsse die Wahrheit nur möglichst lückenlos und perfekt anbieten, dringt zu diesen Bahnhofshallen genauso wenig vor wie die Sonntagsglocken ins Kommen und Fahren der Züge. Unsere Sprache muß immer etwas Nachgehendes und Einholendes haben, das Anknüpfen an das vorhandene Stück guten Willens und gegebener Einsicht, das irgendwie ja bei jedem da ist, das geduldige Erklären und Begründen und Wecken des Interesses.

„Die Schrift kennt für unser Sprechen ein Modell“

Für solches Sprechen kennt die Schrift ein Modell. Und es ist für mich geradezu symbolisch, daß dies die erste Weise verkündender Sprache nach den Ereignissen von Tod und Auferstehung ist. Es ist die Sprache des *Auferstandenen*, der auf dem Weg nach *Emmaus* den enttäuschten, resignierenden Aussteigern nachgeht, bei ihren Frustrationen

und Niedergeschlagenheiten beginnt, und dann anfängt, zu erklären und nahezubringen, so daß schließlich doch die Herzen berührt werden und die beiden zum Unbekannten das wunderbare Wort sagen: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden ...“

Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, daß sich heute in vielfacher Weise die Situation derer, die Jerusalem den Rücken kehren, wiederholt und daß man diese nicht einfach damit zur Umkehr bringt, indem man ihnen einen mehrbändigen Katechismus überreicht, trotzdem der für manches gut sein kann. Er, der Sieger über Leid, Sünde und Tod, er wäre der einzige gewesen, der mit Recht so etwas wie eine triumphalistische Sprache wählen hätte können. Aber er hat sich ihrer nicht bedient. Er hat keine Botschaften hinausgeschmettert, sondern den mühsamen, persönlichen Dialog gewählt, und wenn uns von diesem Dialog die einzelnen Gedanken im Detail nicht überliefert sind, so wahrscheinlich deshalb, weil diese pastorale Grundhaltung des Erlösers viel wichtiger ist als die Linienführung damaliger Argumentation.

So muß auch sicher die Sprache der Kirche von heute, unsere Sprache, eine *dialogische* sein, d. h., sie muß selbst dort, wo man formal allein spricht, wie in der Predigt oder in einem Zeitungsartikel, eine ständige Auseinandersetzung mit den Positionen, Gefühlen, Sehnsüchten und Vorbehalten des anderen sein. Das setzt für die Wahl der Worte Kenntnis der Situation und viele menschliche Kontakte voraus. Es gibt bei uns in der Kirche, in den höheren Etagen des Theologischen wie des Hierarchischen, hie und da wirklich die Gefahr einer gewissen Isolation, und dann entsteht ein kühler Sprachwind, der vom Himalaya der Erhabenheit herunterweht und keine Blumen wachküßt.

Die rechte, taugliche Kommunikationssprache wird nicht unbedingt in Gelehrtenstuben oder Kanzleien und Sekretariaten geboren. Dort wird das theologische Mehl gemahlen, dessen Qualität natürlich von größter Bedeutung ist (ich gebrauche das Bild keineswegs abwertend), aber das eben doch eine typische Eigenschaft des Mehls hat: Es staubt. Aus dem Mehl muß das Brot der Sprache gebacken werden, und manchmal hat man den Eindruck, als gäbe es in der Kirche mehr Müller als Bäcker. Und dabei könnte die moderne Backkunst in unserem Land mit den vielen Spezialbrotten ein Zeichen dafür sein, wie differenziert Sprache sein muß, wenn sie an den Menschen kommen will. (Man verzeihe mir mein Verweilen in dieser Bildwelt – aber mein Großvater war Bäcker.) Zur dialogischen Sprache braucht es viele menschliche Begegnungen, Einblicke in Lebensschicksale, Stehen im Alltag, auch ein Aufs-Maul-Schauen und Lernenwollen und ein Hineinhorchen in die Strömungen der Zeit, auch ein Ernstnehmen dessen, was uns seriöse anthropologische und soziologische Analysen sagen.

Und wenn ich beim Bild des Brotes bleiben darf, dann müssen wir auch bedenken, daß die Sprache, um die wir ringen, *Würze* braucht. Offen gesagt – bei vielen Texten, die mir Tag für Tag in ganzen Bergen zugesandt werden,

habe ich den Eindruck, mit religiösem Diätzwieback konfrontiert zu werden. Wir können auch den zu dicken Zuckerüberguß des Pathos nicht ausstehen. Wohl aber brauchen wir Herzlichkeit, Mut zur Emotion, und – auch am Ende des wissenschaftlichsten und rationalsten aller Jahrhunderte – Mut zum *Bild*. Religiöse Sprache ist ohne Bild, ohne einen geheimen Bezug zum Poetischen, nie ausgekommen. Wenn aus der Sprache der Kirche das Bild schwindet, dann zeigt das ein schwerwiegendes Defizit auf. Dies wäre nämlich ein Zeichen, daß unsere Sprache sich vom tröstenden Geheimnis entfernt, das unsere Zeit so sehr braucht, daß der Hunger nach dem Mystischen ja hie und da groteske Formen annimmt. Bei Diskussionsbeiträgen über soziales oder gesellschaftliches Engagement, über Bischofsernennungen und Strukturfragen, über Tagungsberichte und Ähnliches mag man vielleicht ohne Bilder auskommen. Neonlichter kritischen Denkens mögen viel erhellen – aber die Bilder sind die Intarsien, die die Türen in die Palasträume des Mysteriums schmücken und zum Öffnen einladen. Bilder wecken Echo und Bilder bleiben. Das gilt auch für den Menschen unserer Tage. Die Sprache der Kirche muß Elemente des Kreativen bewahren. Aber wir leiden alle an einer allgemein verfallenden Sprachkultur.

„Eine Nagelprobe: die Präsenz des Humors“

Es gibt noch eine Nagelprobe dafür, ob eine Sprache Herz hat: die Präsenz des *Humors*. Auch in der Kirche sind Fanatismen und Engführungen, seien sie rechts oder links angesiedelt, humorlos. Es gibt journalistische Produktionen, die von einem gewissen Stil keifender Anklage nicht herunterkommen. Diese oft fromm-eifernden Leute vergessen, wer in der Heiligen Schrift der Ankläger ist, der die Menschen bei Tag und Nacht verklagt.

Darum ginge es also im letzten: um eine Kommunikation der Liebe. Damit ist – und das möchte ich noch einmal unterstreichen – keineswegs gesagt, daß die Sprache christlicher Verkündigung und Auseinandersetzung nur aus Streicheleinheiten und kühlenden Salben bestehen soll. Hie und da darf und muß es blitzen – das zweischneidige Schwert des Gotteswortes, das kraftvoll und lebendig ist (Hebr 4, 12). Aber nur dann, wenn es *wirklich* um die letzten, tragenden Wahrheiten geht, die Er uns hinterlassen hat. Wenn ich die Lanze auf Windmühlen einlege, werde ich rasch vom edlen Ritter der Wahrheit zum liederlichen Don Quijote, den niemand ernst nimmt. Darum gehört zur Voraussetzung der rechten Sprache sicher auch ein solides Wissen um das Wesentliche, und das ist eine Forderung an jeden katholischen Journalisten und Verkünder. Ein solides Bildungsstreben gehört zum Geschäft, bis hinein in theologische Grundfragen, und den Schnupperjournalismus, der über alles schreibt, auch und besonders darüber, wovon er keine Ahnung hat, den können *wir* uns nicht leisten.

Ringeln um Sprache – kaum bei einem Thema, das mir je angeboten wurde, hatte ich so sehr das Gefühl, wirklich

mitten im Prozeß zu stehen, auf den der Titel hinweist, mitten drin im Bemühen, immer neu herausgefordert zu werden, und doch nie ganz zu entsprechen, immer wieder zu zielen, und doch das Schwarze nicht ganz zu treffen. Und Ihnen wird es unzählige Male ähnlich ergehen, ja vieles fühlen Sie wahrscheinlich noch verschärft, und ich gestehe gerne ein, daß der katholische Journalist im Auffinden der Sprache für Heute oft Pionierarbeit leisten muß, die dann auch sakraleren Räumen zugute kommt. Ich habe viele Artikel von hier Anwesenden mit großem Nutzen gelesen. Wir dürfen uns nicht entmutigen lassen. Während wir hier ringen und suchen und auf Echo warten, weil diese Welt so schwierig und so schwerhörig ge-

worden ist und weil wir unsere Stimme ja im betäubenden, lärmgefüllten Großmarkt der Information erheben müssen – in dieser für unser Schreiben und Sprechen so schwierigen Situation liegen sicher auch große Chancen. Die alten Römer haben gesagt, daß der Vogel der Minerva, die Eule der Weisheit, ihren Flug immer in der Dämmerung beginne, also in der Stunde des Eindunkelns und der heraufkommenden Bedrängnis. Wir erleben heute unsere Bedrängnisse und Dunkelheiten. Aber wir vertrauen nicht so sehr auf die Eule der Minerva, sondern auf den Flügelschlag der Taube, von der es heißt: „Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis.“ Er, der das All erfüllt, kennt jede Sprache – auch die Ihre!

Bischof Reinhold Stecher

Zu vieles offen geblieben?

Das deutsche Embryonenschutzgesetz tritt demnächst in Kraft

Am 24. Oktober hat der Deutsche Bundestag ein lange umstrittenes Embryonenschutzgesetz verabschiedet. Es tritt trotz letzter Hürden im Bundesrat zum 1. Januar 1991 in Kraft. Professor Johannes Reiter, Moralthologe in Mainz und an der Entstehung des Gesetzes beratend beteiligt, erläutert dessen wesentliche Bestimmungen und macht auf Lücken aufmerksam, die eine baldige umfassende, nicht nur strafrechtliche Regelung der neuen Techniken der Fortpflanzungsmedizin und ihrer Begleitfolgen notwendig machen.

Die Geburt des ersten „Retortenbabys“ Louise Brown im Jahr 1978 war zunächst einmal ein freudiges Ereignis für ihre Eltern. Sie ließ aber auch alle anderen ebenfalls auf einen solchen künstlichen Weg zur Erfüllung ihres bislang aussichtslosen Kinderwunsches spekulierenden Paare hoffen. Medizin und Wissenschaft feierten ihren Triumph. Endlich war es gelungen, die Entstehung eines Menschen selbst in die Hand zu nehmen und sie somit zu entmythologisieren. Mit dem „Kind aus der Retorte“ konnte die Zeugung aus der Intimität einer personalen Vereinigung in die technische Sterilität des Labors verlagert und anstelle von Mann und Frau der Arzt zum Hauptakteur der Befruchtung gemacht werden. Daß diesem ersten im Reagenzglas gezeugten Kind in einer Reihe von Versuchen etliche andere Embryonen geopfert wurden – man spricht von rund 200 –, war offenbar vergessen.

Die Vorgeschichte des jetzt verabschiedeten Gesetzes

Die mit der Befruchtung im Reagenzglas (IVF = In-Vitro-Fertilisation) geschaffene *Basistechnik* zur Entwicklung verschiedener *Folge-Techniken*, mit denen auch insbesondere zahlreiche *Folgeprobleme* zusammenhängen, so z. B. Samenspende, Eispende, Embryonenspende, Geschlechtswahl, Kryokonservierung, Leihmutterchaft,

Forschung (mit überzähligen) Embryonen, Klonen, Erzeugen von Chimären und Hybriden, wurde seit 1978 fast täglich in Zeitungsberichten vorgeführt. Zudem haben sich seit dieser Zeit die technischen Möglichkeiten mit rasender Geschwindigkeit fortentwickelt. Die IVF gehört heute zum Behandlungsrepertoire aller größeren Kliniken. Überzählige Embryonen und die damit verbundenen Mißbrauchsgefahren stellen eine Realität dar. Daher ist es auch verständlich, daß gegen die anfänglich zum Teil optimistische Sicht der Retortenzeugung zwischenzeitlich von unterschiedlichen Seiten Bedenken erhoben werden. Inzwischen hat nun auch der deutsche Gesetzgeber auf die Retortenbefruchtung und die mit ihr geschaffenen Möglichkeiten und Probleme durch das am 24. Oktober in Zweiter und Dritter Lesung verhandelte und verabschiedete „Gesetz zum Schutz von Embryonen“ (ESchG = Embryonenschutzgesetz) reagiert; zum 1. Januar 1991 tritt es in Kraft. Deutschland hat damit keineswegs – wie etwa mit dem Gentechnikgesetz vom 1. Juli 1990 – eine Vorreiterrolle übernommen; *andere Länder haben längst Regelungen getroffen*, so zum Beispiel Großbritannien (1985), Dänemark (1987), Norwegen (1987), Schweden (1984 und 1988), Israel (1987), Spanien (1988), die Schweiz (1988) und auch einzelne Staaten von Australien (z. B. Victoria 1984 und 1987).

Die Bundesregierung konnte sich also bei ihrem im Oktober 1989 in Erster Lesung in den Bundestag eingebrachten Gesetzesentwurf an einer Reihe von Vorlagen orientieren, die durch zahlreiche inländische Initiativen ergänzt und spezifiziert wurden. So lag beispielsweise schon seit November 1985 der Bericht der gemeinsamen Arbeitsgruppe des Bundesministeriums der Justiz, der sogenannte *Benda-Bericht*, vor. Die Bundesregierung selbst wies in ihrem *Kabinettsbericht vom Februar 1988* auf die Bedeutung und die Methoden der Fortpflanzungsmedizin und auf die Notwendigkeit gesetzgeberischer Maßnah-